

Dr. Petra Bahr

Der Bildermacher.

Biographischer Essay zu Paul Gerhardt

Vortrag vom 16. März 2007

Ein Komet zieht über den Himmel des Jahres 1607. In seinem Schweif kündigt er den sterneliesenden Zeitgenossen Unheil und Katastrophen an. Gott nutzt Sonne, Mond und Sterne als drastische Zeichensprache, davon sind die Menschen im 17. Jahrhundert noch überzeugt. Sie recken ihre Häse ins Firmament und sind starr vor Schreck ob der Mitteilung aus dem Nachthimmel. Auch die politischen Zeichen verheißern nichts Gutes. Weit im Süden des deutschen Reiches vertreibt der Kaiser die Protestanten aus Regensburg. Damit beginnt die Kette von Provokationen, die pfahlgrad in den dreißigjährigen Krieg führen. Unter diesen Vorzeichen wird der Familie Gerhardt in Gräfenhainichen ein Sohn geboren. Das Ackerstädtchen liegt zwischen Wittenberg und Bitterfeld in der Dübener Heide, also mitten im protestantischen Kernland Sachsen. Dorothea und Christian nennen ihren zweiten Sohn Paul. Es ist der zwölfte März und der Wind pfeift scharf zwischen Gesindehaus und Scheune. Auch die Witterungsbedingungen sind alarmierend. Zu kalt der Boden, zu feucht die Luft. Missernten bedrohen die Existenzgrundlage der Bauern. „Kleine Eiszeit“ nennen die Wetterkundler diese Periode. Als spiegelten sich im Wetter auch die geistigen Tumulte der Zeit. Nach allem, was wir wissen – und das ist nicht viel – wächst der kleine Paul mit seinen Geschwistern Christian, Agnes und Anna in relativ begüterten Verhältnissen auf. Christian Gerhardt hat eine Schankkonzession und bewirtschaftet den Hof, seine Frau ist, wie damals üblich, die Herrscherin über die Lebensmittel: Bäckerei, Schlachtereie und Brauerei sind Frauensache. Im 19. Jahrhundert wird Paul Gerhardt eine Kindheit in bitterer Armut angedichtet, als machte ihn das noch ein wenig frömmere. Doch der Familie geht es gut. Dafür sprechen auch die hohen Steuern, die die Gerhardts Jahr für Jahr abführen. Das Buch des Stadtkämmerers hat die Verwüstungen der Kriege überlebt. Eine makellose Quelle. Der Vater ist einer der drei Bürgermeister im Ort. Mütterlicherseits kommt Paul Gerhardt aus einem selbstbewussten Pfarrergeschlecht. Bildung wird großgeschrieben. So wächst Paul zwischen Alltag und herannahender Katastrophe auf. Dieser Alltag ist geprägt durch die Konfessionskultur, die sich hundert Jahre nach der Reformation immer deutlicher herausbildet. Die reformatorischen Grundeinsichten verfestigen sich, führen aber auch zu handfestem Streit, zu heftigen Abgrenzungsbewegungen und zu Verdammungsurteilen. „Identität durch Abgrenzung“ bestimmt die Theologie der Zeit in allen Konfessionen. Das Leben, das den kleinen Paul prägt, orientiert sich an Familie, Kirche und Staat. Alle drei Lebensbereiche sind eng aufeinander bezogen. Der Paterfamilias sorgt sich als Hausherr um Kinder, Frau und Gesinde, die Kirche sorgt sich um den Hausvater und der Fürst sorgt sich um die Kirche. Das ist die Vorstellung von einer wohlgeordneten Gesellschaft und „guter Polizey“, die die Sicherheit in allen Belangen des Lebens gewährt. Das Zentrum dieser Welt ist der christliche Glaube, in den sich allerdings reichlich weltliche Angelegenheiten mischen. Öffentlicher Gottesdienst und Hausandacht ordnen Tage, Wochen und Jahre. Beide sind in eine lebhaftere Musikkultur eingebettet. Noch heute zeugen die Thomaner und die Kruzianer von dem Erbe, das sich in protestantischen Kernlanden ausgebildet hat. Ausdruck der Konfessionskultur ist auch das Jahr 1617, die Hundertjahrfeier der Reformation. In allen protestantischen Ländern sind Feiern und Dankgottesdienste angesagt. Der Papst lobt dagegen ein Ablassjahr aus.

Hunderte von Flugschriften hetzen die Katholiken und die Protestanten, aber auch die Lutheraner gegen die Calvinisten auf. So wird die Centarfeier zum ersten Medienspektakel und bietet einen kleinen Vorgeschmack auf den „großen Krieg“, der ein Jahr später das Deutsche Reich und ganz Europa ins Elend ziehen wird. Doch Paul hat schon einen doppelten privaten Schicksalsschlag zu bewältigen. Er ist kaum 13, da sterben nacheinander beide Eltern. Die Geschwister werden auseinander gerissen. Paul folgt seinem Bruder nach Grimma. Der sächsische Kurfürst hat das ehemalige Kloster zu einer Kadenschmiede für den geistlichen und weltlichen Nachwuchs umbauen lassen. Die Bildungsjahre sind auch für damalige Verhältnisse hart, das Leben so karg und klösterlich wie die Gemäuer, in denen es stattfindet. Hier lernt Paul nicht nur die Grundlagen der lutherischen Theologie, sondern vor allem die antiken Klassiker kennen. Bildung, das ist in Grimma vor allem Nachahmung der großen literarischen Vorbilder. Die Jungen lernen so, in lateinischer Sprache Verse zu schmieden, die ein wenig nach Petrarca oder Ovid klingen. Hier bekommt Paul auch eine musikalische und eine rhetorische Ausbildung.

Dichtung als verborgene Theologie

1628 wechselt er zum Studium nach Wittenberg. Die Universität ist berühmt. Luther hat hier seine Thesen gegen den Ablass veröffentlicht. Melanchthon hat hier gelehrt. Ein Hort der reinen lutherischen Lehre, der bei genauerem Hinsehen viele kreative Querulanten zulässt. 600 Studenten sind in diesem Jahr an der Leucorea eingeschrieben. Paul Gerhardt verlegt sich aufs Studium der Theologie. Überliefert ist allerdings nur eine Disputation in philosophischer Logik. Disputationen sind Wortduelle vor Publikum und waren eine Hauptform des akademischen Unterrichts. Hier wurde die Treffsicherheit genauso geschult wie die Lust am Streit um die Wahrheit. Mit Sicherheit trifft Gerhardt in jenen Wittenberger Jahren Paul Röber, ein Tausendsassa mit viel Geld und ebenso viel Sinn für die Poesie. Eine ungewöhnliche Mischung. Der Professor zieht die Menschen mit literarischen Predigten in den Bann, er geißelt soziale Ungerechtigkeiten und gilt als geschliffener Rhetoriker. Hier lernt Paul auch Johann Arndt kennen, der die deutsche Mystik mit dem Luthertum verbindet und mit seinen Erbauungstexten einen Bestseller landet. Seine Theologie drängt in den Alltag. Arndt polemisiert gegen akademische Kopfgeburten und experimentiert mit Formen angewandter christlicher Lebenskunst, die ohne Experimente mit der theologischen Sprache nicht auskommen. Johann Arndt sucht nach einer intimen Sprache des Gläubigen, der sich eher an der Rhetorik der Liebe orientiert als an der Rhetorik des richtigen Satzes. Er schöpft aus der erotischen Bildsprache des Hoheliedes und entdeckt das Erbe der antiken Naturphilosophie neu, die in der Schöpfung wie in einem zweiten Offenbarungsbuch Gottes liest. Hier ist Gott selbst der Poet und Autor dieser Welt. Dieses Bild ist so verwegen wie gewichtig, denn wenn die Leitmetapher der Poesie erst mal im Herzen der Gotteslehre angekommen ist, dann kann sie kein lässlich Ding mehr sein. Dichtung kann so nicht mehr als luxuriöses Dekor für die abgewertet werden, die die Welt theologisch und philosophisch längst durchdrungen haben. Schon gar nicht ist sie eine volkspädagogische Verführungsformel für die, die nur in angenehmer Verpackung begreifen. Die Poesie kann zur elementaren Formkraft des Lebens werden und hat so einen theologischen Wert erster Güte.

Sicher sitzt Gerhardt auch im Auditorium, wenn der große Professor für Poetik, Anton Buchner, die Studenten das Dichten lehrt. Buchner unterstützt den Freund, Martin Opitz, in dem kühnen Unterfangen, die deutsche Sprache „lyrikfähig“ zu machen. Beide sind davon überzeugt, dass die deutsche Sprache nicht nur die Sprache des Volkes ist, wie Martin Luther noch dachte, als

der die Bibel übersetzte. Das Deutsche hat genug Varianten und Nuancen, die es möglich machen, Erhabenes und Dunkles auszudrücken. Sublimes war bis zu Opitz „Buch von der deutschen Poeterey“ nämlich dem Lateinischen vorbehalten. Die enge Verbindung von Poesie und Theologie ist den Zeitgenossen Paul Gerhardts durch diese Poetikdebatten ganz und gar gegenwärtig. Sind nicht die Psalmen auf geniale Weise immer beides zugleich? „Die Poeterey ist anfangs nichts anderes gewesen als eine verborgene Theologie und Unterricht in göttlichen Dingen“ heißt ein zentraler Satz bei Opitz, den Buchner in seiner Dichterlehre aufnimmt. Theologische Belehrung darf unterhalten und ins Herz gehen, ohne an Niveau zu verlieren. Vor allem aber darf das religiöse Subjekt, das es natürlich theoretisch erst im frühen 18. Jahrhundert geben darf, sich in eigener Sprache an Gott wenden und von ihm erzählen. Mag die Empfindsamkeit die Emphase des Individuums zum ersten Mal erfunden haben, wer sich die Gedichte des Barock auf der Zunge zergehen lässt, merkt schnell, dass sich ein kleines „ich“ längst eingeschlichen hat, allen „Epochen der Literaturgeschichte“ zum Trotz. Auch Gerhardts Gedichte machen ihn zum Geheimnisträger einer einzigartig versprachlichten Gottesbeziehung. Im Übrigen gibt es keine Gebetsprache, die ohne ein leidenschaftliches Subjekt auskommt. Auch das belegen die Psalmen. Der Präzision seiner lutherischen Theologie tut das in den Gedichten Gerhardts keinen Abbruch. Im Gegenteil. Sie verliert ihren behrenden Charakter und schleicht sich eher in die Gedanken ein, als dass sie sich aufdrängt. Ob das immer leichter zu ertragen ist sei dahingestellt.

Fünfzehn Jahre ist Gerhardt Student, und am Ende verlässt er die Universität ohne Abschluss. Das ist nur auf den ersten Blick ungewöhnlich, hat indes zu allerhand Phantasien bei der Nachwelt geführt. Ist der Dichter in seinen Sturm- und Drangjahren wie so viele als Feldgeistlicher im Krieg unterwegs gewesen? Das 19. Jahrhundert wollte dem Dichter mit dieser Legende ein wenig heldischen Glamour verleihen. Dem religiösen Nationaldichter der Deutschen wurden ein paar Mutproben im Zeichen von Demut und Gehorsam angedichtet. So erscheint Gerhardt frömmel, als viele ertragen. Thomas Mann rächt sich auf seine Weise: die beiden Tanten, die im Wohnzimmer der Buddenbrooks Rollenprosa aus Gerhardt-Strophen sprechen, sind Figuren einer weltfernen Frömmigkeit. In „Treffen in Telgte“ flüchtet der Dichterpfarrer immer dann in sein Zimmer, wenn es mit den anderen Dichterkollegen derblutig wird und das Bier in Strömen fließt. In Wahrheit wissen wir über diese Jahre nichts. Eines ist allerdings hieb- und stichfest belegt. Paul Gerhardt war passionierter Biertrinker und hätte sich sicher nicht davongestohlen, wenn der Gerstensaft ausgetrunken wird. Wegen einer ausstehenden Einfuhrgenehmigung für sein Lieblingsbier hat sich der Brauerssohn sogar in schwieriger beruflicher Lage noch mit dem Stadtrat in Lübben angelegt. Aber schön der Reihe nach. Der Krieg hat vor den Toren der Gelehrtenrepublik keinen Halt gemacht. Auch die Epidemien, die auf ihre eigenen Feldzüge gingen, zogen durch Wittenberg. Pest, Cholera und Grippe kamen wie die marodierenden Banden in dem Krieg der unbestimmten Fronten, die auch Pauls Heimatstadt brandschatzten. Der permanente Ausnahmezustand, die Angst und der alltägliche Anblick des Todes bleiben nicht ohne Folgen für die Seelen der Menschen. Für die einen wird der Glaube Halt und Stärke, die anderen verlieren ihn ganz. Gerhardt hat seinen Glauben behalten und Traurigkeit und Sinnlosigkeitsverdacht seinem Gott anvertraut. Aus dieser trotzigen Glaubensstärke speist sich die elementare Kraft seiner Sprachbilder.

Die verborgene Ordnung der Welt

1643 trifft man ihn in Berlin wieder. Die kleine Residenz wird die Höhepunkte und die Tiefpunkte des Dichtergeistlichen bestimmen. Hier, in der aufstrebenden Stadt an der Spree, die der junge Kurfürst zu europäischen Ehren führen will, trifft er Johann Crüger und später Gerhard Ebeling, die begabten Kantoren und Verleger, die seine Texte vertonen oder passende Melodien zu ihnen finden. Die Liaison von Dichtung und Musik ist keine zufällige. Die Verbindung ist im Himmel geschlossen. Das glauben die lutherischen Theologen, die die antike Musikphilosophie wiederentdecken. Durch die Musik werden die Affekte physikalisch messbar in Schwingung versetzt. So finden die Worte leichter den Weg durch den Gehörgang ins Herz. Da setzen sie sich allmählich fest und werden zu heilsamen Verwachsungen. Die Memorierbarkeit ist hierfür eine Grundvoraussetzung. Der Reim markiert also nicht nur die metaphysische Spur der barocken Poesie, weil er Ordnungsmuster anbietet, die der verborgenen Ordnung der Welt entsprechen, die gebundene Rede wirkt auch auf die Sprachlichkeit der Leser und Hörer ein. Sätze, auf die man nur fast selbst gekommen ist, weil nicht alle Dichter sind, können bei Belieben wiederholt und so zu eigenen Sätzen gemacht werden. Das Prinzip der Imitatio ist also gar nicht auf langweilige Korrektheit aus. Es lädt vielmehr zur individuellen Aneignung ein, die ohne Originalitätsversprechen auskommt. Der barocke Dichter ist seinem Selbstverständnis nach kein Genie. Das entlastet seine Kunst davor, mit göttlichen Ansprüchen ausgestattet zu werden.

Die Entdeckung des Möglichkeitssinns

Gerhardt lebt bei der Familie eines Kammergerichtsrates und hat so Zugang zu den gesellschaftlichen Eliten. Schnell werden seine ersten Gedichte gedruckt. Sie gehen in neue Gesangbücher ein und werden innerhalb kürzester Zeit so bekannt, dass bald schon Gerhardt-Editionen auf den Markt drängen. Innerhalb weniger Jahre ist er ein bedeutender geistlicher Liederdichter. Seine Lieder tragen die Andacht des Einzelnen ebenso wie den öffentlichen Gottesdienst. Sie sind eingängig und schlicht, aber nach allen Regeln der barocken Dichtkunst formuliert. Diese Kunst, das Künstliche beinahe unsichtbar zu machen, ist seine Meisterschaft. Rhythmik und Metrik sind voller Varianten. Sie spielen mit den Überlieferungen ihrer Vorbilder und nutzen die Gesetze der Dichtkunst so, dass die Regelverstöße immer als Gesetzeslücke durchgehen. So kommt es zu dieser typischen Wohltemperiertheit im Ton, der sich etwa von Andreas Gryphius klar unterscheidet. Bei Gryphius besticht das Expressive. Er lässt seine Sätze ostentativ aus den Fugen geraten oder mittendrin abbrechen - wie die Welt, in der er lebt. Gerhardt versucht, dem Chaos eine Ordnung wieder zu geben, weil er an den dichtungstheoretischen Satz glaubt, dass Gedichte die Welt nicht so wiedergeben, wie sie ist, sondern so, wie sie sein soll. Ein wahrhaft barockes Ideal, für das der große Philosoph Leibniz sogar eine ganze Philosophie erfunden hat: den Möglichkeitssinn der Welt, der den Wirklichkeitssinn übertrifft. Das ist eine antifatalistische Einsicht, die auch heute noch den Reiz der Gerhardt-Lieder ausmacht. Das berühmteste Beispiel für diesen religiös motivierten Widerspruch gegenüber der Vermutung, der Himmel sei leer und un gelenkt, ist der „Sommergesang“. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ ist kein Lied für fröhliche Wandertage. Mit beinahe gerissenem Einsatz der reichen barocken Emblematik malt Gerhardt vielmehr Bilder vor Augen, die eine gute Ordnung der Welt versprechen, wo alle Ordnungen der Welt brüchig sind. Bild und Text legen sich in der Emblemkunst des Barock gegenseitig aus: das, was sich zeigt, ist das, was gesagt wird – und umgekehrt. „Ich wills vor Augen stellen“, dichtet Gerhardt immer wieder und schmuggelt so seine Dichtungstheorie in seine Lieder ein. Dabei teilt

er die Obsession seiner Zeit. Sie ist den Bildern nämlich ähnlich verfallen wie wir heute. Gerhardt weiß um die Macht der Bilder, er schätzt ihre unheimliche Fähigkeit, viel auf einmal auszudrücken, ohne dass man ganz genau auf den Begriff bringen könnte, was denn eigentlich gesagt ist, vor allem aber vertraut er ihrer Bannkraft. Bilder sind „schwanger“, beschreibt die barocke Bildtheorie das, was Bilder ausmacht. Sie sind in jedem Augenblick voller Möglichkeiten, die sich noch herausbilden können. Es kommt nicht von ungefähr, dass für die präzise Beschreibung dessen, was ein Bild ist, ein Bild herhalten muss. Der Unterschied zwischen sprachlichen und nichtsprachlichen Bildern ist dem Barock noch nicht geläufig. Präziser noch: Bildlichkeit wird prinzipiell nach dem Modell der Dichtung beschrieben. Bilder kann man lesen und auf ihre Stimmigkeit überprüfen. Wer ein Lieblingsbild hat, weiß das. Wir können es ansehen und ansehen und ansehen – und entdecken immer wieder etwas Neues. Die Bedeutungskataloge, in denen die barocken Embleme sortiert sind, als handelte es sich um eine übersetzte Hieroglyphenschrift, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Vieldeutigkeit von Bildern im 17. Jahrhundert niemals unterschätzt wurde. Wichtiger ist dieser Zeit allerdings die Verbindung aus inneren und äußeren Bildern. „Ut pictura poesis“ heißt die dichtungstheoretische Maßgabe, an der sich auch Paul Gerhardt orientiert. Wer heute Gerhardts Lieder singt oder als Gedichte liest, liefert sich diesen Bildern aus, die oft so unmittelbar einleuchten, dass ihr bildlicher Charakter gar nicht mehr auffällt. So entsteht eine Möglichkeit vor den eigenen Augen, die man eigentlich nicht für möglich gehalten hätte. Im Vollzug des Sprechens und Singens und Betens teilt der Leser die Affirmation des Gerhardt: Gott ist der gute Weltenlenker, der einen in jeder Schwermuthöhle findet. Gott ist der gute Weltberater, die aufmerksame Mutter, der Geist der Musik, die Kraft, die alle Erschöpfung vertreibt. So braut Gerhardt aus dem christlichen Glauben ein antifatalistisches Gegengift, das in Zeiten des dreißigjährigen Krieges nicht weniger nötig ist als zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Glaubwürdig bleibt der Dichter, weil er auch für den schwarzen Anteil seiner Seele noch Bilder findet. Schlaflosigkeit, Ängste und Sorgen sind ein immer wiederkehrendes Motiv in seinen Liedern.

Die Bilder der Passion

Neben geistlichen Liedern schreibt Gerhardt Gelegenheitsgedichte, wie es in seiner Zeit üblich ist: eine Form sozialer Anerkennung, ein Ritual des Austauschs guter Worte in 15 Strophen. Auch hier erlangt er Meisterschaft. Da wundert es nicht, wenn die Freunde und Unterstützer ihn in ein Pfarramt empfehlen. Der berühmte Mann ist zwar immer noch Student der Theologie, aber als das Angebot kommt, die Pfarrei in dem kleinen Städtchen Mittenwalde zu übernehmen, ist er innerhalb kurzer Zeit ordiniertes Geistlicher und Ehemann. Gerhardt heiratet Anna Maria Bertold, die er im Hause des Kammergerichtsrats kennen gelernt hat. Über ihre Ehe wissen wir wenig. Erst in den Berichten von Annas Sterben finden sich zärtliche Andeutungen von einer bewährten Liebesfreundschaft. Die Mittenwalder Jahre sind schwierig. Das Städtchen erholt sich nur langsam vom Trauma, das die entfesselten Banden der schwedischen Armee hinterlassen haben. In vielen Kirchspielen finden Viehmessen oder Zirkusaufführungen statt, weil die Pfarrer geflüchtet sind. Ruinenlandschaften und Seelenbrachen, wohin das Auge reicht. Dazu kommt der Tod des ersten Töchterchens. Eine Tafel in der Kirche von Mittenwalde kündigt noch heute vom Schmerz der Eltern. Die Kindertotenlieder, die er im Laufe seines Lebens dichten wird, verwandeln diesen Schmerz. Nur ein Kind der beiden wird die Eltern überleben. Drei weitere versterben schon vor dem ersten Lebensjahr. Kein Wunder, dass Paul-Gerhardt im Zyklus des Kirchenjahres der Passionszeit besondere Aufmerksamkeit schenkt. Wer heute die Moritzkirche in

Mittenwalde betritt, achtet nicht auf die kleine Gedenktafel, die an das Töchterchen erinnert. Sein Blick wird unwillkürlich von dem geschnitzten Flügelaltar angezogen. Blickfang ist das Bild in der Predella. Es zeigt das Schweiß Tuch der Veronika, das zwei Engel in der Schwebe halten. Das Tuch zeigt den Kopf Christi mit der Dornenkrone. Blut sickert aus den Wunden über der Stirn. Die Haut des Gefolterten ist fahl. Aus dem Antlitz fährt der Blick in den Betrachter. Vor diesem Bild wird im dreißigjährigen Krieg eine Gräueltat verübt, die sich tief im kollektiven Gedächtnis der Region eingegraben hat. Zu Pfingsten des Jahres 1637 dringt ein Trupp schwedischer Marodeure in die Stadt ein und plündert sie. Der Pfarrer wird vor dem Altar erschossen. Auch der Krieg hat einen Sinn für Bilder. Vor den leidenden Christus schiebt sich das Bild des erschossenen Geistlichen, der blutüberströmt auf den Stufen des Altars liegt. Vor dem Antlitz Christi gerät auch das zerstörte Gesicht von Gallus Lutherus, dem Erschossenen, in den Bann der Passion. Die Gesichter schieben sich übereinander wie Diapositive, die man aufeinanderlegt, bevor man sie ins Licht hält. Paul Gerhardt tritt mehrmals in der Woche vor diesen Altar. Was sieht er, wenn er vor die Predella tritt, die das mittelalterliche Gemälde aus der Cranach-Schule trägt? Welche Skizzen entstehen vor seinem inneren Auge? In der geistlichen Dichtung gilt das „ut-pictura-poiesis“-Gebot vor allem für das Bild Christi. „Ich wills vor Augen setzen“ ist auch hier das Andachtsbildprogramm. Es besteht aus sinnlichen Szenen der Passion, die an Eindringlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. „O Haupt, voll Blut und Wunden...“ Vor das Christusbild, das Gerhardt so nuancenreich und voller literarischer Anspielungen zur Darstellung bringt, schiebt sich auch das Bild des Lesers und Beters, beinahe so wie sich das Schweiß Tuch der Veronika vor das Gesicht des erschossenen Geistlichen schiebt. Aus dem Schaulustigen und distanzierten Betrachter wird selbst der Mensch unter dem Kreuz, der unmittelbar in das Geschehen verwickelt ist, (?) und im versonnenen Blick auf das Christusbild wird die eigene Existenz wahrgenommen wie in einem Spiegel. Dazu bedarf es des tastenden Blicks über das Leidenspanorama. Gerhardt lässt sich hierfür von den mittelalterlichen Passionsalven anregen. Sieben Körperteilen widmet er je ein Gedicht: Fuß, Knie, Seite, Brust, Herz und Kopf. Wie das lateinische Vorbild vertieft sich der Leser bei der Lektüre von Gerhardts Nachdichtungen in jede Falte, in jede Hautvertiefung und in jede Körperwindung des leidenden Christuskörpers. Mehr zärtlich als ehrfürchtig fährt der Beter den Körper entlang, berührt die geschundene Haut über den Rippen, die roten Striemen, die die Schläge der Soldaten hinterlassen haben. Es bleibt indes nicht bei oberflächlichem Tasten. Der Finger und dann der ganze Leser verschwinden gar in der offenen Wunde, die ein Schwert in die Seite des Gefolterten geschlagen hat. Aus dieser Eindringlichkeit entstehen ziemlich verrückte Bilder, die uns heute gleichermaßen befremden wie anziehen. Dieses körperliche Verhältnis haben wir wohl im Umgang mit der Religion genauso verloren wie im Umgang mit der Poesie. Die Distanzen werden wir nicht mehr ganz los. Und das ist nicht nur schlecht. Diese körperliche Identifizierung braucht im übrigen Zeit, die wir uns kaum noch nehmen. Auch das gilt für die Religion wie für die Kunst. Die gefühlte Überlänge von Gerhardts Liedern, die selten mit weniger als fünfzehn Strophen auskommen, hat hier ihren Grund: der Vollzug des Lesens als Akt des Meditierens konnte nur als allmählicher Aneignungsprozess, ja als Exerzitium, als Übung, verstanden werden.

Heiliger Protest

Paul und Anna Maria waren bestimmt nicht unglücklich, als sie nach sechs Jahren nach Berlin zurückgehen können. Der Dichterpfarrer wird Pfarrer an der Nikolaikirche. Das kulturelle Klima

des Residenzstädtchens hat sich allerdings gewandelt. Der Kurfürst führt irgendwo Krieg, den Bürgern werden hohe finanzielle Lasten auferlegt und der ehrgeizige Wiederaufbau der Stadt macht die Einwohner immer ärgerlicher. Sie tragen die Hauptlast der Zukunftsvisionen, die Friedrich Wilhelm realisieren will. So kommt es zu immer größeren Spannungen zwischen dem städtischen Bürgertum und dem Herrscherhaus und zu heftigen sozialen Unruhen. Als 1667 die Fürstin Louise Henriette stirbt, pöbeln die Zuschauer beim Defilee am Tag des Trauerzuges so laut, dass der Trauerzug abgebrochen werden muss. Die Vorgeschichte für diesen Eklat ist auch die Geschichte, in die Paul Gerhardt mit dem Regenten gerät. Immer deutlicher spielt in dem Konflikt zwischen den Bürgern und dem Herrscher auch die Konfession eine Rolle. Die Ursache für das, was als Berliner Kirchenstreit in die Geschichte eingeht, liegt weit zurück. Paul Gerhardt ist noch ein kleiner Junge, da kommt es bei den Hohenzollern zu einer Weihnachtsüberraschung der anderen Art. Johann Sigismund tritt zum calvinistischen Bekenntnis über. Das ist nicht ungewöhnlich. Viele Regenten halten die reformierte Ausprägung des Protestantismus für fortschrittlicher und politisch aussichtsreicher, um das Land wirtschaftlich und in Sachen Regierung und Verwaltung voranzubringen. Die märkischen Stände und die Bewohner Berlins sind allerdings lutherisch geprägt und bleiben es auch. Der innere Riss wird verstärkt durch die Konstruktion, in die sich Kirche und Staat seit der Reformation begeben haben. Der Herrscher ist gleichzeitig so etwas wie der Notbischof der Kirche. Abendmahlsverständnis, Taufvorstellung und der theologische Gedanke der Vorsehung unterscheiden sich bei Lutheranern und Calvinisten aber deutlich. Je größer die reformierte Gemeinde rund um den Hof wird, weil der Kurfürst Ingenieure, Stadtplaner und Handwerker aus anderen Gegenden Europas nach Berlin lockt, desto heftiger werden die gegenseitigen Verdammungen. „Wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht“, hören die Berliner an so manchem Sonntag von der Kanzel. Diese Eskalation passt dem Kurfürsten nicht. Er braucht Frieden zwischen den Religionsparteien, um die Staatsraison aufrecht erhalten zu können. Deshalb verbietet er die polemische Kanzelrede. Für strenge Lutheraner ist gerade diese Polemik aber nur die andere Seite einer ernsthaften Position. Für sie geht es nicht um politischen Pragmatismus, sondern um eine Wahrheitsfrage. Auch Paul Gerhardt sieht das so. Nun versucht der Kurfürst, über eine Konsultation der beiden Parteien einen Frieden herzustellen. Eine ziemlich gute Idee, wenn er selbst nicht parteiisch gewesen wäre. Gleichzeitig verlangt er nämlich, die Pfarrer dürften nicht mehr auf die Konkordienformel ordiniert werden, weil die Verdammungen gegen die Reformierten beinhalte. Die lutherischen Pfarrer protestieren. Gerhardt ist dabei. Jetzt ist er nicht mehr „wohltemperiert“ wie seine Lieder, die längst auch von den Calvinisten gesungen werden. Jetzt geht er in trotzig Opposition zum Kurfürsten. Das kostet ihn schlussendlich sein Amt. Auch sein Prominentenstatus hilft da nicht mehr. Es werden bittere Jahre. Anna Maria stirbt kurz nach der Amtsenthebung. Gute Freunde verschaffen ihm eine Pfarrstelle in Lübben. In diesen letzten Jahren bleibt der Dichter stumm, soweit wir informiert sind. Besser hätte man die Biographie eines Dichterpfarrers gar nicht enden lassen können, wäre ein Roman daraus geworden. Er stirbt am 27. Mai 1676, getröstet von einem Lied, das er selbst geschrieben hat. Was uns von seinem Leben bleibt, ist ein Schatz von Liedern, die in vielen Lebenssituationen Halt und uns Bilder des Gelingens an die Hand geben – auch noch nach 400 Jahren.